

www.e-rara.ch

Blaue Tage :

Heer, Jakob Christoph

Konstanz :, [1904]

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-149933>

Vorm Urner- zum Glarnerland.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Vom Urner- zum Glarnerland.

Kennen Sie die große neue Gebirgsstraße, die zwischen Urner- und Glarnerland gebaut worden ist? Empfehlen Sie uns den Klausen zur Wanderschaft?" So wurde ich häufig gefragt.

Gewiß kenne ich ihn, Jugendgedenken rankt sich mir um den Klausen, um das Glarner- und Urnerland; in unvergeßlich schönen Ferientagen war er meine erste Gebirgsreise, die Erinnerung an das erste Alpenrosenpflücken, an die erste Edelweißkletterei, an den ersten Schlaf im duftigen Bergheu verbindet sich mir mit diesem Paß, der damals, vor einem Vierteljahrhundert, noch ein schlechter, stellenweise steiler und holpriger Gebirgsweg und Saumpfad war. Späterhin überschritt ich ihn bald in Sonne, bald in Sturm und bin auf seiner Höhe mit einem Wandergesährten in der „Guxeten“, im Frühlingschneesturm einmal beinahe erfroren. Was Wunder, wenn ich eine alte Liebe für den Klausen habe?

Meine sonnigste Erinnerung an den Weg von Uri nach Glarus aber ist, daß ich damals, vor beiläufig dreißig Jahren, als ich selber in Liebesbriefen

noch sehr ungeübt war, am Klausen einen meiner ersten schrieb.

Es war an einem wetterwendischen Apriltag, eben als ich mich mit einem jungen Freunde durch einen einbrechenden Schneesturm über das verdüsterte Gebirge schlug. Von den in Stößen herniederfallenden Winden bis ins Mark erkältet, eilten wir von der Paßhöhe den Hütten des Urnerbodens entgegen. Sie waren fast alle geschlossen, nur wenige arme Familien, die sich mit ihren Ziegen durch den Höhenwinter gekämpft hatten, wohnten in dem sommers über sonst von Menschen und Herden wohl bevölkerten Alpenweiler. Endlich öffnete uns eine alte Frau, aus deren Gesicht des Lebens Not und Kummer sprach, ihr Gelaß. Und obwohl die Ziegen wegen Futtermangels spärlich Milch gaben, teilte sie die Armut mit uns, setzte sie die in benachbarten Hütten zusammengebettelte Ladjal auf den Tisch. Wir löffelten die dampfende Kost, in die wir uns das steinharte Brot gebrockt hatten. Dabei fiel mein Blick auf den einzigen Schmuck des armseligen Stübchens, auf die Photographie eines gescheit und frisch ins Leben blickenden, jungen Alplers. „Ist das Euer Sohn?“ warf ich die Frage hin.

Über das vergräunte Gesicht des Mütterleins flog ein Freudenstrahl. „Ihr kennt ihn, ihr kennt ihn?“ jubelte sie. „Seid Ihr denn in Amerika zu Haus?“ Die Augen der Frau leuchteten erwartungsvoll auf. „Nein, wir kennen Euern Sohn nicht, wir wohnen in Zürich.“ „Eben, eben,“ eiferte die Alte, die wie umgewandelt war. „Dann kennt Ihr ihn doch. Wie er nach Amerika

gegangen ist, der wüßte Bub, da kam er zuerst nach Linththal, dann nach Glarus, nach Zürich, und dann war er bald in Amerika." Sie nahm das Bild von der Wand, liebte es mit den hageren Händen und bot es uns. „Seht ihn nur recht an, meinen Sepp, den wilden Buben. Nicht wahr, Ihr kennt ihn? Wißt, es sind ein paar Leute von Spiringen nach Amerika gegangen, da ist auch in ihn die große Unruhe gekommen. Auf dem Urnerboden sei doch kein Verdienst, hat er gesagt."

Es gelang uns nur halb, die Frau, die in ihrem langen, mühseligen Leben nie weiter von der Alpe als bis ins Dorf Spiringen gekommen war, zu überzeugen, daß man, wenn man auch in Zürich wohne, doch nicht notwendig die Leute in Amerika kenne. „Und schreibt Euch der Sohn viel Gutes aus der Fremde?" wandte ich das Gespräch. Sachte verflog das Lächeln des alten Mütterchens, etwas scheu und zögernd seufzte sie: „Ja, das ist's halt — er hat nie schreiben gelernt — ich kann's auch nicht — und das Seppli auch nicht. Jetzt sind wir ohne Nachrichten voneinander." Die Alte mit dem gefurchten Gesicht sank in ein versonnenes Schweigen. „Wer ist das Seppli?" fragte ich. Da röteten sich ihr die Wangen doch wieder. „Ei, das ist sein Schatz und wohnt gleich in der Hütte nebenan. Wegen der ist er nach Amerika gegangen. Der Sepp hat gesagt, er bekomme das Seppli doch nicht. Das Seppli ist halt gar ein schönes, liebes und schaffiges Maitli. Ja, wenn man es Sepp nur schreiben könnte, wie es gar so treu an ihm hängt und auf ihn planget. Aber jetzt soll das Seppli einen andern nehmen und hätte doch viel lieber

den Sepp, und wenn er käme, würde sie ihm gewiß gleich um den Hals fallen!"

Mit verschämtem, mütterlichem Stolz sprach es die Frau und schloß: „O, wenn der Herrgott den Sepp und das Seppli zusammentuen wollte, ich wüßte meiner Freude kein End'. Wenn er nur heimkäme, der wüßte Bub!" „So lassen Sie ihm doch durch den Herrn Kaplan, wenn er wieder auf den Urnerboden steigt, einen Brief schreiben," bemerkte ich. „Wenn der Sohn Reisegeld hat, so kann er in vier Wochen bei seinem Seppli sein." Im Tone des tiefsten Geheimnisses antwortete aber die alte Frau: „Ja wißt, vor dem Herrn Kaplan alle Ehrfurcht in göttlichen Dingen. Aber was die Liebe ist, weiß er doch nicht so tief. Er ist auch einer von denen, die sagen, weil der Sepp fort ist, so soll das Seppli halt in Gottes Namen den andern nehmen. Da wollen ich und das Maitli doch nicht den Herrn Kaplan um das Schreiben angehen." Träumend sah die Alte vor sich hin. „Dann wißt was," versetzte ich, „holt mir nur Euere junge Nachbarin, das Seppli, ich schreibe den Brief. Ihr und das Seppli könnt mir nur sagen, was ich darein setzen soll, und in Amerika wird der Sepp schon einen Kameraden finden, der ihm das Schreiben vorliest."

Große Bedenken, ein studierter Herr könne halt dem Sepp, der nicht studiert sei, die Liebe doch nicht so klar legen. „Und dann haben wir auch kein Papier in der Hütte." „Aber ich in der Tasche," erwiderte ich, breitete es aus und spitzte den Bleistift. Die Alte lächelte erfreut: „Ja, wenns Euch so ernst ist, so hol' ich das Seppli!"

Einen Augenblick später kam das Mädchen schüchtern und zaghaft und wollte fast nicht über die Schwelle treten. An der Türe blieb es verschämt und mit purpurroten Wangen stehen. Es war zwar in unsern Blicken nicht so schön wie es die alte Frau gerühmt hatte, aber es besaß doch ein liebes, treuherziges Gesicht, leuchtende blaue Augen und war rührend in ihrer jugendlichen Verlegenheit. Mißtrauen und Zutrauen stritten sich, die Frauen blickten einander fragend an, keine wollte sprechen. Da ermunterte sich aber das Seppli, zog ein Papier, das sie unter der Schürze verborgen gehalten hatte, hervor und flüsterte: „Da ist der Zettel!“ Sie meinte die Briefauffchrift. Lange Hin- und Hergespräche, bei denen Seppli Blutwelle um Blutwelle ins Gesicht schloß. Nun geriet der erste Satz: „Lieber und geliebter Sepp. Es tut mir leid, daß ich manchmal ein so G'späßiges gegen Dich gsi bin. Ich meine, wo Du noch da gsi bist. Seit Du fort bist, merke ich erst die große Liebe für Dich. Ich denke die ganze Zeit nur an Dich. Ich nehme keinen andern —“. Ich las den Anfang vor, das Seppli bedeckte das gerötete Gesicht: „Gott, darf man das denn alles schreiben?“ fragte sie. Die Mutter aber nickte: „Grad so ist's, und nun hört der Sepp wie's um das Sepple steht. Das wird ihm schon Füße machen, dem wüsten Buben.“ Der Brief gedieh: „Und wenn Du, lieber Sepp, heimkehren wolltest, so hätte ich nichts gegen das Heiraten. Ich würde Dir ein großes Stück entgegenlaufen. So stark liebe ich Dich.“ Die Mutter wußte noch ein paar Sätze über die Geißen und es sei eine Nachbarin gestorben, die habe man

sechs Wochen nicht zur Beerdigung nach Spiringen führen können, weil der Schnee zu hoch in den Bergen lag. „Soll ich nun zum Schluß einen Kuß hinsetzen, Seppli?“ fragte ich. „Nein, da müßte ich mich ja schämen,“ versetzte sie, „oder“ lachte sie mit abgewandtem Gesicht, „schreibt so viel Küsse wie's im Frühling Blumen auf dem Urnerboden gibt!“ — —

Bald brachen mein Freund und ich auf. Zum Abschied sagte die alte Frau tröstlich: „Ja, der Herrgott wird den Sepp und das Seppli wohl zusammentun.“ Und das Mädchen gab uns eine Strecke das Geleit. „Wie geht jetzt der Brief nach Amerika?“ fragte es zaghaft. „Ich lege ihn im Linththal auf die Post,“ antwortete ich. „Aber Ihr vergeßt es nicht,“ bettelte sie, „dafür schließe ich Euch in mein Gebet!“ Lange, lange sah uns das Mädchen halb hoffnungreich, halb zweifelnd nach, so grad, als wollten die blauen Augen sagen: „Ihr werdet mit meiner Liebe doch keinen Scherz getrieben haben?“

Nein, ich war ein treuer postillon d'amour. Gott hat den Sepp und das Seppli zusammengetan. Das hat mir einige Jahre später der Pfarrer von Spiringen erzählt.

*

*

*

Man sprach schon damals, in den siebziger Jahren, als ich den Liebesbrief schrieb, von der großen, stolzen Alpenstraße, die den schlecht gangbaren Saumweg des Klausen ersetzen sollte, aber nur wie von einem schönen Traum.

Jetzt ist er in Erfüllung gegangen: die Klausenstraße ist in den Jahren 1893 bis 1899 mit einem Kostenaufwand von 4140000 Franken gebaut worden, wobei der Bund unter der großmütigen Annahme, sie sei eine wichtige Militärverbindung, die nächstbetheiligten Landschaften Uri und Glarus mit vier Fünfteln der Kosten unterstützte und so aus Mitteln des männermordenden Krieges ein Werk schuf, das, hundert gegen eins zu wetten, nur dem Frieden dienen wird. Als ein helles, breites Band des Lebens zieht sich die Klausenstraße unter den Schneefeldern und Gletschergesimsen des Claridenstockes dahin, wo sonst einzig die Hirten des Urnerbodens und leichtsinnige Fexe, die einen zehnstündigen Weg über Stock und Stein nicht scheuten, durch die Gebirgswildnis zogen, rollt jetzt mit hellem Geklingel das Biergespann der eidgenössischen Postkutsche und hinter ihr die Menge der Reisewagen, die mit buntem Sommervolk aus aller Welt besetzt sind.

Lassen wir uns, wenn wir einmal von Italien nach dem Norden zu reisen im Begriffe sind, von seinem Beispiel anstecken, statt vom Gotthard unmittelbar nach Zürich zu fahren, steigen wir beim Flecken Altdorf aus und wandern über den Klausen!

Ein frischer Sommermorgen! Der Gletscher im Erstfelder Tale blüht, und die schneeige Backenkrone des Urirotstockes funkelt. Von wogender Baumüppigkeit halb verdeckt, lehnt sich der alte Ort, der Zeuge der ersten Geschichte des jetzigen Schweizerlandes gewesen ist, an den dunklen Bannwald, der den Flecken vor den Lawinen schützt. An allen öffentlichen Gebäuden glóht der Stier

von Uri, an Läden und Türen scheinen die Landesfarben Schwarz und Gelb, auf dem Marktplatz steht das Tellerdenkmal von R. Kitzling, kein Opernheld mit prahlerischer Pose und wallender Hutfeder, sondern eine schlichte Kraftgestalt aus dem Volke des Gebirges, auch die geschmeidige Figur des Knaben könnte die eines Urner Geißbuben sein. Wandernde Schulen haben ihre Kränze zu Füßen des Denkmals gelegt.

Bis in das nahe Bürglen begleiten uns die Tellererinnerungen:

„Da braußt der wilde Schächten
Hervor aus seiner Klust
Und Fels und Tanne brechen
Auf seiner jähen Flucht!“

Auffliegender Wasserstaub, wildes Rauschen bringen den ersten eiskühlen Gruß der Hochgebirgswelt, in die wir hinein wandern wollen. In dem wonnig und trohig an einen Hügel hingebauten Dorf, wo uns die Berge Uhlands auf Tell's Tod umklingen, steht ein Kirchlein an der Straße und nennt den Ort, wo er und seine wackere Hedwig hausgehalten haben. Hat Tell gelebt? Mit dem Schächentaler Bauern, der sich eben das eherne Gesicht und die Arme wie Eichenäste am Brunnen wäscht, möchte ich darüber keinen Streit anfangen. Das Volk der Berge hält so treu zu seinem Tell wie zu Gott im Himmel, und selig sind, die da glauben! Ich denke immer noch daran, wie es den Jungen schmerzte, als mir höhere Weisheit klarlegte, daß Tell eine Gestalt schwankender Sagenbildung sei. War das eine herztiefe Enttäuschung, ein Reif auf blühende Poesie!

Gut, daß sie sonst wieder ausgeschlagen hat! Sie ist ohne die Sage in Bürglen. Jagende Bogen und klingende Sägewerke! Wenn der Föhn den Schächten schwellt, so lenken die Flößer mit Sparren und Stangen die Riesen des Bergwaldes auf dem Strom den Sägen des Dorfes zu, ein mühsames und gefährliches Tagewerk. Was hundert kurze Sommer, hundert Jahrringe gefügt, die ehrwürdige Alpentanne zersplittert in eine Menge Parkettbretter, über denen die Sorge der Städte schlurft wird. Manchmal seufzt dann solch ein kleines Brett. Ein Traum vom fernen Alpenland lebt noch in den Fasern!

Eine Schächentalerin in dunklem Kleid und breitem, hellem Schattenhut entbietet uns einen „Guten Tag“ und schwenkt, den Rosenkranz drehend, in das Niedertal.

Das Niedertal aber ist der Gnadenort, wohin die kinderlosen Frauen beten gehen.

Überall im Schächental gibt es kleine Wallfahrtsorte, auch die fensterlose Kapelle von Loretto, an der wir vorüberwandern, ist eines der Büsserziele; sie steht so düster da, als hätte Parricida darin auf seiner Flucht geraftet. Die Straße führt uns über eine neue, stolze Brücke, neben der sich verwittert und von Epheu halb verhüllt eine alte niedriger duckt; hohe Berge schließen uns in einen immer engeren Rahmen der Romantik, im nächsten Vordergrund aber leuchtet uns ein wundersames Idyll, das Dörfchen Spiringen mit seinem roten Spitzhelm, entgegen.

Auch die Straße wird jetzt malerisch, auf gewaltigen Stützmauern, als sei sie für die Ewigkeit gebaut, steigt

sie in das lichte, von Bergahornen umschirmte Friedensbild brauner Häuser empor.

Auf der Höhe von Spiringen überblicken wir nicht nur den anmutigen Weg durch Wiesen und Gehölz, an Weilern und Gehöften vorbei, den wir von Bürglen gegangen sind, sondern auch schon die innerste Kammer des bloß drei Stunden langen Schächentales, einen ruhigen, grünen Kessel, wo der Fluß durch Matten plaudert, sich aus den sonnverbrannten Häusern des Dorfes Unterschächen die weißen Fronten eines Hotels erheben, ja, wir erspähen bereits den Silberfaden der Stäubi, eines Wasserfalles, der von den Vorwerken der Clariden aus grünem Tannenwald hinunterschwebt. In Pracht und Glanz steht das schöne Bergbild vor uns, eine leuchtende Firnkrone auf dem Haupt, kleine Gletscher auf den Schultern, und linkshin ragen die gewaltigen Felsenhörner der Schächentaler Windgälle, zwischen beiden gähnt eine Kluft, durch die der Osthimmel herniederblaut. Dieses Himmelsfenster zwischen den hohen Bergen ist der Klausen!

Empor! Die hellen Windungen und Züge der Straße weisen uns den Weg. Nein, zuerst führt sie uns hinab nach Unterschächen, der von Feriengästen freundlich belebten Sommerfrische.

Ich habe Spiringen ein Friedensbild genannt. Das war es nicht immer. Gleich neben den letzten seiner Häuser liegt das Trümmersfeld eines Bergsturzes, der das Tal im Jahre 1887 mit seinen Donnern und seinen Staubwolken erfüllte und eine Anzahl Häuser begrub. Ich kam wenige Tage später des Weges. Von der

„Spitzen“, dem Berg jenseits des Schächens, rollte noch, wenn auch in schwächeren Stürzen, das morsche Gestein, das den Fluß schwellte. Auf dem Türmchen von Spiringen läutete die Feierabendglocke, an den Clariden glühte wie Alpenrosen der untergehende Tag. Als ich die Trümmerwüste überschritt, dämmerte es schon. Im Zwielicht krabbelte die Gestalt eines kleinen Mädchens vor mir auf. „Gute Nacht, Vater, gute Nacht, Mutter!“ schluchzte es herzlich. „Wer bist du, Kleine?“ fragte ich. „Ein armes Tschuppeli, der Berg hat die Eltern erschlagen, und die Leute sagen, ich sei ein dummes, mir wäre wohlter geschehen, wenn ich bei der Mutter geblieben wäre!“ — Ein kleiner Ausschnitt aus dem Volksleben der Berge.

Grüß dich Gott, mein liebes Unterjächens! Da ziehen fröhlichere Erinnerungen herauf. Der menschenfreundliche Pfarrerherr von Spiringen, mit dem die weiblichen Kurgäste des Dorfes wegen seiner Vorräte köstlichsten Berghonigs gern Freundschaft halten, sitzt im Gasthof „Zum Klausen“ am Klavier und schlägt die Taste des „Bödelers“. Die Äpler und Äplerinnen begegnen sich in jenem sonderbaren pantomimischen Tanz, der eine ganze Liebesgeschichte erzählt, das heimliche Sich-suchen und Sich-fliehen eines werbenden Liebespaares, das Sich-verstellen und Sich-finden, das Schmollen und Sich-ver-söhnen, selbst das Kinder-im-Arme-wiegen, bis in späten Tagen den Deutchen die Abendsonne scheint. Es gibt wahre Künstler und Künstlerinnen des Tanzes unter dem Völklein, obgleich Lustbarkeiten in seinem stillen, ernstesten Leben seltene Ausnahmen sind und sich eigentlich nur eine große im Jahre ereignet: die Spiringer Kirchweih!

Da erflammt das Tal, dessen Bewohnerinnen sich sonst dunkel zu kleiden lieben, in hellen Trachten, zu denen ein brennend rotes Kopftuch mit weißen Tupfen gehört.

Im übrigen geht das Leben nach der Losung: Beten und arbeiten!

An einem steilen Gebirgserker dicht beim Dorfe steigen jähe Leitern zur Alpe! Wie die fremden Sommergastinnen erschauern, wenn die Schächentalerinnen mit Rind und Kraxe den Schwindelpfad emporklettern! Was für ein beunruhigendes Schauspiel es ist, wenn ein Wildheuer mit seiner mächtigen Bürde Wildgras herniedersteigt!

Unter diesen Wildheuern sieht man schon noch Gestalten, würdig eines Tells.

Das Dorf selbst ist das Ideal einer Sommerfrische; bei der stimmungsvollen Kapelle auf kleinem Hügel, zur Seite des alten Weinhauses, geraten nicht nur die Dörfler, sondern auch die Fremden in andächtiges Träumen. Wundervoll ist namentlich der Blick ins Brunital hinauf zu den Firnen des Ruchi, die wie Silber über das Dorf glänzen. Bachrauschen von hüben und drüben erfüllt das Tal, groß und still wandern die Lichter des Tages über die Berge, bis der Senne hoch auf der Alp aus seiner Hütte tritt und durch den Milchtrichter den Abendsegen über das Land ruft: „Behüte uns Gott — —“, bis das Böcklein, wo es eben geht und steht, betend niederkniet.

Um diese Zeit aber werden wir schon drüben im Glarnerland sein!

Unsere Straße steigt, wie eine Riesenblume öffnet sich vor uns die Bergwelt, ihr Grund ist das Schäch-

tal, darum her stehen als Blütenblätter die Berge der Urtschweiz, die Windgälle, der Ruchen, das Scheerhorn, der Urirotstock, und andere fügen sich, den Kranz vervollständigend, dazwischen. Allein auch die Kunst will uns auf unserm Wege grüßen.

In der Kapelle des Dörfchens Urigen hängt die Pieta eines flämischen Meisters. Man muß sich einen ganzen Roman ausdenken, um sich zu erklären, wie das kostbare Gemälde in die Bergeinsamkeit gelangte.

Wir sind an der Balmwand, tief unter uns blüht und rauscht der Wasserfall der Stäubi, das frischeste Märchen des Gebirgs; aber nun wird die Welt um uns rauh, Wald und Grün bleiben wie eine schöne Erinnerung in der sonnenüberfluteten Tiefe, doch ist die Straße von Sommerfuhrwerken und Wanderern belebt und erregt im Seelital unser Interesse durch ihre dem Gelände angepasste Technik, besonders durch die Galerien, die sie vor Lawinen schützen.

Was für entzückende Ausblicke durch ihre Felsenfenster! Jedes ist der Rahmen eines zauberhaften Bildes mit strahlenden Hochgipfeln und grünem Grunde.

Ich aber muß jener früheren Wanderung in dieser Gegend gedenken. Hochgebirgsgsturm! Gespenstisch helles Sonnenleuchten, im nächsten Augenblick ein Schneereggen wie Nacht, das Gebirge rauscht und singt, als ziehe die wilde Jagd dahin. Plötzlich vor uns ein Totenzug wie Geistererscheinung. Die kleine Schar dunkler Männer senkt den Sarg, sie rasten, und wie wir selbst, verhüllen sie die Gesichter gegen den Sturm, und die Schneeflocken bedecken in ihrem Tanz Leute und Sarg.

Eine sonderbare Begegnung! Es waren die Männer vom Urnerboden, die ein junges Weib nach Spiringen zu Grabe brachten, dessen Leiche wegen der Ungangbarkeit des Gebirges wochenlang unbeerdigt gelegen hatte.

Das war damals, als ich mit einem Freunde in der schneeerfüllten schlechten Schutzhütte des Klausen fast umkam vor Frost. Heute aber lacht das Gebirge mit der ganzen Fülle seiner Sommerreize, aus den Felsen der Balmwand fliegen die Bergdohlen fröhlich aus, die blauen, tiefsinnigen Enzianen blühen weit und breit aus jeder Felsenrinne auf, Geklingel kommt von der Höhe, Ziegen, die das magere Alpengras abweiden, steigen auf Felsblöcke, sie halten mit ihren bernsteingelben Augen neugierig Ausschau nach uns, der jähe Pfiff des Murmeltiers tönt durch die Stille. Und was war das? Hoch an den Felsen der Clariden hat sich ein Stein gelöst und rast in gewaltigen Sätzen, bis er mit scharfem Aufschlag in die tausend Trümmer fällt, welche neben der Straße liegen. Selbst am ruhigsten Tag sind die Geister der Zerstörung im Gebirge geheimnisvoll am Werk und mahnen uns, daß auch die Berge vergänglich sind, die wir so gern die ewigen nennen.

Gebaut — wozu? — Zerstört — wozu?

Endlich haben wir den oberen Rand der Balmwand erreicht, aufatmend werfen wir einen Rückblick auf das Schächental, das bis nach Altdorf wie ein in sanften Tönen spielendes Relief unter uns liegt. Klap! Im Gilsflug haben uns zwei Radlerinnen in ihre Camera obscura gesperret. Wer hätte das jemals gedacht: Radlerinnen auf dem Klausen! Und diese Ungeniertheit!

Die Paßhöhe liegt vor uns, ein sanfter Anstieg noch, wir haben das neue Schirmhaus erreicht, das ein kleiner Palast gegen den früheren Holzbau ist, wir sind 1952 m überm Meer, an der Wasserscheide zwischen Reuß und Linth. Wie erzürnte Brüder gehen die Furchen der Quellen, etwas heimlich zuerst, später in polternden Stürzen, als möchten sie sich nie wieder sehen, auseinander; doch schon zu Füßen der altersgrauen Habsburg begegnen sie sich wieder, in gemeinsamem Wanderlied ziehen sie die Aare hinab in den Rhein, und lange, ehe sie das Meer erreichen, sind die fröhlichen Brüder aus den Bergen still.

Eine erhabene Welt umgibt uns auf der Klauenhöhe, Firn und Gletscher sind uns Nachbarn und senden strömendes Licht und kühlen Schneeattem hernieder.

In der östlichen Ferne stehen schon die Glarner Hochalpen. Der Niederstieg vom Klausen aber bringt eine große Überraschung. Uns will schon scheinen, daß wir durch nackte Felsen noch höher dringen müssen, da dehnt sich mit einem Schlage vor uns ein sanftes, grünes, ebenes Tal, besät mit hundert braunen Hüttchen, dazwischen als Kern und Stern ein weißes Kirchlein. Und von allen Seiten rauschen ihm milchfarbene Wasser zu.

Das ist der Urnerboden, eine mit grünem Sammet ausgelegte Falte zwischen herrlichen Bergen. Linkshin stehen die Jägerberge wie Orgelpfeifen, rechtshin die Teufelsstöcke, die wie schwarze, verummte, in dramatischer Rede begriffene Gestalten seltsam genug in den Himmel ragen.

Darunter liegt das stille Alpenparadies mit seinem rauschenden Bach und dem Geläute großer Rinderherden. Einst hatte der Urnerboden nur ein einziges Wirtshaus. Das hieß „Zum Wilhelm Tell“, und wenn die freundliche Wirtin Kuchen buk, so mußte der Gast einen hochgehäuften Teller voll kosten und sein Urtheil darüber abgeben. So war es vor dreißig Jahren, wo ein wandernder Gymnast die Bühne fest in die mit Beeren gefüllten Leckerbissen schlug. Jetzt gibt es mehrere Wirtshäuser, eines Tages wird man sogar von einem Hotel hören. Das ist der Lauf der Welt in den Alpenthälern. Wie mögen aber die guten Leute auf dem Urnerboden, über den vorher nie ein Rad gegangen war, gestaunt haben, als der erste Zweispänner auf der neuen Straße fuhr! Ob sie nicht ein wenig stolz auf ihr Postbureau mit dem eidgenössischen Kreuz sind? Die Bewohner des Urnerbodens sind Leute von Unterschächen und Spiringen, die im Vorsommer mit ihrem Vieh und ihrer Habe auf die sonnige Alpe gezogen kommen und, wenn der Schnee auf die Berge fällt, wieder ins Thal steigen. Einzelne der ärmeren Familien jedoch schlagen sich mit der Milch ihrer Ziegen und etwas Kartoffeln, die sie am Südhang ziehen, auf dem Urnerboden selbst durch den Hochwinter; aber wenn gegen den Frühling hin das Wildheu und die Erdäpfel ausgehen und der Schnee nicht weichen will, da ist es ein Leben zum Götterbarmen. Wie elend schauen die Kinder und die Ziegen aus! Allein das ist nicht einmal der größte Kummer der Einsamen, sondern: „So ganz ohne geistlichen Trost sein!“

Gewiß wird die Straße auch in das Winterleben der Alpe etwas mehr Behagen bringen. Underthalb Stunden lang zieht sie sich topfesen durch das Hochtal, eines der schönsten Besitztümer des Kantons Uri.

Weil aber die Wasser gegen das Land Glarus abfließen, machte dieses in alter Zeit ebenfalls Anspruch auf den Urnerboden, und langwierige Streitigkeiten um die Herrschaft über den schönen Wiesenplan trübten die gute Nachbarschaft zwischen den beiden Ländern.

Eine anmutige Sage erzählt nun, wie die Grenze zwischen ihnen festgesetzt worden sei. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sollte von Altdorf und Glarus auf den ersten Hahenschrei ein Läufer abgehen, und da wo sie sich treffen, die Grenze sein. Die Urner ließen nun ihren Hahn fasten, damit er recht früh krähe, die Glarner hofften, an das gleiche Ziel zu kommen, wenn sie den ihrigen stark fütterten. Siehe da! Im Morgengrauen krähte der Urner Hahn, der Glarner aber schlief in die Sonne. Wie der Glarner Läufer keuchend erst gegen den Urnerboden hinauf hasten will, jauchzt ihm schon der Läufer von Altdorf am Rand der Alpe entgegen und rennt tief ins Glarnerland hinab. Da bittet der Glarner: „Laß mich die Grenze etwas zurückverlegen, nur so weit ich dich auf dem Rücken aufwärts tragen kann.“ „Gut denn,“ erwidert der Urner, „trage mich!“ Der Glarner stieg bis zum Rand des Urnerbodens mit seiner Bürde bergan, da sank er an einem Wässerlein tot nieder.

Wir stehen am „Scheidbächli“, an der Marke der beiden Kantone, die jetzt durch eine stattliche Steinbrücke verbunden sind.

Welch ein Blick, wenn wir aus dem Alpenwalde treten! Ein grünes Tal, tief wie die Hölle, mitten drin ein weißes Kirchlein, drum her erhabenes Gebirge, Horn an Horn, Zacke an Zacke. Gott zum Gruß, alt frei Glarnerland! Zwei Augen genügen fast nicht, um alles Schöne zu sehen, das durch den frischen Buchenwald funkelt und strahlt, dann wieder frei vor uns daliegt wie Gottes Traum. Eine Stelle an der rasch niedersteigenden Straße ist besonders fesselnd, jene, wo man in den Hintergrund des Linthtales blickt. Ringsum Felsenmauern bis in Himmelshöhe, ein Wall und Ring wie Weltenscheide, gekrönt von weißen Firnen. Es sind die Berge zwischen Glarner- und Bündnerland.

„He, da hat man zu schauen und findet kein Ende!“ meint grüßend ein alter Mann, der sich auf einen der Wehrsteine an der Straße gesetzt hat. Nein, man findet kein Ende!

Es ist, als führe der Selbsanft, der kühne, edle Riese, der den Vortritt vor den übrigen hat, stets neue Heldenscharen von Bergen heran. Jetzt schimmert im tiefen Grunde niedlich und zierlich, als hätte man die kleineren und größeren Häuser aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel genommen, das Dorf Linthtal mit seiner Perle, dem Bade Stachelberg, unter blauem Sommerduft.

Doch das schönste Schaustück kommt noch! Das sind die wassermächtigen, prächtigen Stürze des Fätschbaches, der auf dem Urnerboden so friedlich einherplätschert und hier zwischen Felsen und Waldesgrün nichts als Donner, Staub und Regenbogen wird. Fall auf Fall, zusammen ihrer vier, halb in dunkler Kluft, halb im Geleucht der

Sonne, ein unsäglich schönes Flut- und Lichterspiel mit silbernen Raketen und wehenden Schleiern, mit einem sich ewig erneuernden Regen von Funken!

So schließt die Klausenstraße mit einem herzergreifenden Landschaftstück. Unvermerkt sind wir in seinem Anblick zu Tal gekommen, ins Linththal! Und da pustet und schnaubt schon die Lokomotive, die bereit ist, uns nach Glarus und Zürich hinauszuführen.

Eine ruhjsame Abendstunde bleibt uns noch in Linthtal, das aus der Höhe nur wie Spielzeug aussah, jetzt aber als ein ansehnlicher Flecken mit großen Fabriken und vielen herrschaftlichen Häusern vor uns liegt. Eine Industriegemeinde im Herzen der Alpen, das ist das Eigenartige des Ortes, ein Industrieland im Gebirge, das ist das Besondere des Kantons Glarus, dessen Handel die Welt umspannt. Einst krähte in Uri der Hahn früher, jetzt hat man auch im Glarnerland früh aufstehen gelernt. In Uri altväterische, von frommen Bräuchen umgebene Behäbigkeit, die wenig über die Landmarken späht, in Glarus ein Völklein, das nach allen Erdteilen horcht, wie der Puls des Handels schlägt.

Mitten im eifigen Industrieleben ist ihm aber die Liebe zu den heimischen Bergen geblieben. Man findet das Sonntagsbild von Linththal kaum irgendwo wieder. Überall Wanderschritte durch die nächtliche Stille, und wenn der junge Tag die Firnen rötet, so lagern Fabrikantenfamilien zugleich mit den Scharen der Arbeiter auf den Höhen, Mann und Weib, Erwachsene und Kinder, und verbringen unter Lieder- und Gesangsang einen Tag in Luft und Sonne!

Allein Linthtal ist auch ein weitbekannter Kurort, besonders durch seine waldumrauschte Idylle, das schon genannte Bad Stachelberg. Sanfte und wilde Wasserfälle an den Talgehängen, eine Bergumgebung, die an Zermatt erinnert, namentlich wenn wir der jungen Linth entgegenschreiten! Unter den Felswänden des Selbsjants hört die Fahrstraße auf, beginnen die Gemsjägersteige, da klettert kein Weg mehr über das Gebirge, den man ohne Führer gehen dürfte. Der Eingang in die Gletscherwelt über die Pantenbrücke ist so schauerlich großartig, daß gewöhnliche Menschenfinder von selbst die Furcht vor dem Geheimnisvollen überschleicht und sie die Schritte wenden. Drei schreckliche Schluchten, die der Linthquellen, stoßen dort am ahornumsäumten Äliäpli, einer kleinen Friedensoase, zusammen. In ihr Halbdunkel strahlt das Licht des Tödi, jenes herrlichen Schneeberges, der so hoch und frei in die Lüfte ragt, daß er nicht nur die ganze Nordschweiz, sondern noch weite deutsche Gaue jenseits des Rheins mit seinem Firnenglanze überleuchtet.

Im Linthtal hat man den Zauber dieses gewaltigen Berges aus erster Hand. Darum ist er namentlich auch den Bergsteigern lieb. Glückliche, wer da wandern und steigen kann!

Uns aber führt die Lokomotive in etwa zwei Stunden hinaus an den Zürichsee, in die Stadt, deren Lichter sich in seinem Spiegel baden. Am Morgen aus dem Gottshardzug, eine Fahrt durch die Bergherrlichkeit des Klausen, des Urner- und Glarnerlandes, am Abend Musik in der Tonhalle Zürichs, zu der über den See her Rosenduft weht.

Das alles bringt man jetzt leicht in einen einzigen Reisetag zusammen!
